

Erstes Kapitel: Der Anschlag

(Sonntag 8. bis Mittwoch 18. Februar)

Der Zug verließ den Bahnhof Hinterzarten um 17.27 Uhr. Klaus sah es auf der großen Bahnhofsuhr, und der Lokomotivführer sah es auch. „12 Minuten Verspätung“, murmelte er. Klaus war stolz, dass er ganz vorne im Triebwagen beim Lokomotivführer sitzen durfte – das war sein liebster Platz. Meist musste er draußen hinter dem Führerhäuschen stehen und durch die Glasscheibe schauen, aber manchmal ließ ihn ein Lokomotivführer auch zu sich herein und erklärte ihm einige der vielen Knöpfe und Schalter. Klaus wollte später auch Lokführer werden – oder Flugzeugpilot, das war fast noch besser.

Er starrte auf die Geleise. Der Zug rollte gemächlich durchs Löffeltal hinunter. Draußen begann es langsam zu dämmern. Der Zug war voller Schifahrer und Rodler, die den herrlichen Wintertag mit Sonne, Schnee und blauem Himmel oben im Schwarzwald verbracht hatten. Klaus war auch Ski gefahren, er hatte seine Ski bei seinen Eltern gelassen, weiter hinten im Zug. Mit Ski hätte ihn der Lokführer niemals zu sich gelassen.

Jetzt kamen die Tunnels. Klaus kannte die Strecke. Aber plötzlich, mitten im letzten Tunnel vor der Ravennaschlucht, gab es eine scharfe Bremsung. „Wer zieht denn hier die Notbremse?“ brummte der Lokführer. Der Zug hielt mit einem heftigen Ruck, Klaus wurde nach vorn und wieder zurück geschleudert. Die Spitze des Zuges ragte gerade aus dem Tunnel hervor. „Saublöd!“ brummte der Lokführer. Und dann krachte es drei Mal ganz gewaltig.

„Los, sofort raus!“ brüllte der Lokführer. Er löste die Türblockierungen, die Fahrgäste drängten sich durch die vorderste Tür hinaus. Auch Klaus und der Lokführer verließen den Zug. Aus dem Tunnel hinter ihnen quoll dichter Rauch. Der Lokführer wies die Leute an: „Gehen Sie bergab, bewahren Sie die Ruhe. Nach der Brücke kommt links ein kleines altes Bahnhofshäuschen, dort können Sie warten. Ich fordere Hilfe an.“ Über sein Handy informierte er die Fahrdienstleitung in Freiburg und dann die Polizei.

Immer mehr Menschen drängten aus dem Zug heraus. Klaus wartete ein Stück unterhalb des Tunnels ängstlich und gespannt auf seine Eltern. Sie waren ein ganzes Stück weiter hinten gewesen. Aber warum brauchten sie so lang? Die Menschen, die jetzt aus dem Zug stiegen, wankten und husteten heftig. Dann kam niemand mehr.

Klaus wartete noch einige bange Momente. Dann rief er: „Mama! Papa!“ und rannte zurück zum Triebwagen, der jetzt vom dichten Rauch fast eingehüllt war. Er kam nicht weit – der Lokführer hatte ihn bemerkt, sprang ihm nach und packte ihn. „Bist du wahnsinnig?“ brüllte er. „In dem Rauch bist du sofort bewusstlos und in kürzester Zeit tot. Du kannst nicht mehr in den Zug zurück!“

„Aber meine Eltern sind da drin. Ich muss sie rausholen!“

Der Lokführer schüttelte den Kopf und schaute Klaus traurig an. „Das geht nicht mehr, Junge“, sagte er leise. „Sie... ich glaube nicht, dass sie noch leben... Es tut mir leid.“

Klaus schaute ihn mit weit aufgerissenen Augen an. „Aber... aber das ist doch nicht möglich. So plötzlich... Was war das denn?“

„Was es genau war, weiß ich nicht. Es hat sich angehört wie eine Explosion – wie drei Explosionen. Und ich denke, dass der Zug drin im Tunnel jetzt brennt.“

Wie zur Bestätigung schlugen plötzlich lodernde Flammen aus dem Tunnel hervor. Es sah aus wie das Maul eines Drachen, der sich anschickte, den letzten Rest des Triebwagens zu verschlingen. Klaus stand fassungslos da, die Tränen liefen ihm übers Gesicht. Er nahm nichts mehr wahr von dem, was rings um ihn geschah. Er sah nur noch dieses letzte Bild – die Spitze des Triebwagens, der von dem schwarzen, feurigen Tunnelmaul verschlungen wird. Widerstandslos ließ er sich vom Lokführer die Geleise entlang bergab führen.

Der 8. Februar war ein herrlicher Tag. Nina und Camilla waren Snowboard gefahren, so lange die Lifte liefen. Nina genoss es, einmal von ihrer Familie verschont zu sein. Die waren zwar mit ihr zum Feldberg hinauf gefahren, aber oben hatte sich Nina gleich verabschiedet. Sie konnte ihre Sachen ins Wochenendhaus von Camillas Eltern stellen, und dorthin waren die beiden jetzt, am späten Nachmittag, auch unterwegs. „Und heute Abend Party?“ fragte Nina, als sie das Häuschen erreichten.

„Mal sehen“, meinte Camilla. „Erst mal ein bisschen Pause. Auf alle Fälle ist es gut, jetzt ein paar Tage frei zu haben.“

Frau Mooswaldt, Camillas Mutter, empfing sie mit Marmorkuchen und warmem Kakao. Die beiden aßen mit Heißhunger und wärmten sich am Kachelofen, bevor sie eine nach der anderen duschen gingen. Dann zogen sie sich in ihr Zimmer unter dem Dach zurück. Nina begann einen neuen Krimi, und Camilla döste ein wenig. Gegen halb acht schaute Frau Mooswaldt herein. „In einer halben Stunde gibt es Abendessen – Kartoffelgratin.“

„Au, lecker!“ riefen die beiden. „Stell doch bis zum Essen mal das Radio an“, meinte Camilla. „SWR 3?“ „Na klar!“ Nina schaltete ein.

„... liegen uns noch keine neuen Meldungen vor. Die Rettungskräfte konnten wegen der gewaltigen Hitze noch nicht in den Tunnel vordringen. Die Polizei geht inzwischen von einem Anschlag aus. Der von Hinterzarten kommende Zug war voll besetzt, vor allem mit Schifahrern...“

„Was war das?“ rief Nina und sprang auf. „Das darf doch nicht wahr sein! Hast du das gehört, Camilla?“

„Ja, natürlich, ich bin ja nicht taub. Der Zug kam von Hinterzarten, und im Tunnel – mein Gott, das ist ja ganz in der Nähe!“

„Ja, ganz in der Nähe. Und wenn der Zug von Hinterzarten kam, dann fuhr er Richtung Freiburg. Die Strecke sind ja die Mama und der Papa und der Klaus... Nein, nein! Bitte nicht!... Die sind doch schon früher gegangen.“ Fieberhaft kramte sie ihr Handy hervor. Camilla legte ihr den Arm um die Schulter. „Beruhig’ dich doch, Nina. Denen geht es sicher gut.“

„Vielleicht, aber ich muss es genau wissen, ihre Stimmen hören. Das ist schließlich die Strecke, die sie auch gefahren sind.“ Sie wählte die Nummer von daheim. Es läutete zwei Mal. „Hier ist der Anrufbeantworter...“ „Mist“, meinte Nina. „Zu Hause sind sie nicht.“

„Vielleicht kommen sie ja erst“, meinte Camilla. „Du solltest ihnen etwas draufsprechen, dann können sie dich hier zurückrufen.“

Nina schüttelte den Kopf. „Nein, die müssten schon längst zu Hause sein. Ich probier’s auf dem Handy vom Papa.“ Hastig tippte sie die Nummer ein.

„Hallo?“ meldete sich eine ihr ganz unbekannte Stimme.

„Hallo?“ Nina war verduzt. „Bist du’s nicht? Äh... ist da nicht Herr Sommerberg?“

„Nein, da haben Sie sich verwählt!“ unterbrach sie der andere barsch und legte auf.

„Na so was.“ Nina schüttelte den Kopf und schaute auf dem Display nach. „Tatsächlich verwählt! Ich hätte die neue Nummer gleich speichern sollen. Also noch mal.“ Sie wählte wieder, etwas ruhiger jetzt. Es läutete vier Mal, dann ertönte eine weibliche Stimme: „Der gewünschte Teilnehmer ist zurzeit nicht erreichbar.“ Nina ließ das Handy sinken und schaute Camilla mutlos an. „Da ist was Schlimmes passiert“, murmelte sie. „Ich spür’ es, die waren in dem Zug.“

„Ach Nina, du musst nicht gleich das Schlimmste befürchten“, versuchte Camilla sie zu beruhigen. „Vielleicht hat dein Vater sein Handy nur ausgestellt. Und auch wenn sie in dem Zug waren, heißt das ja nicht, dass sie... dass sie... ich mein’, sie könnten ja überlebt haben. Hat der Klaus kein Handy?“

Nina schüttelte den Kopf. „Nein, die Mama hat darauf bestanden, erst wenn er 14 ist...“ Dann ließ sie den Kopf in die Hände fallen und schluchzte: „Die waren da drin! Und jetzt sind sie alle tot!“ Und dann weinte sie laut. Camilla sagte nichts mehr. Sie saß nur noch neben ihrer Freundin und hielt sie im Arm.

In dieser Nacht konnte Nina kein Auge zutun, und auch Camilla und ihre Eltern blieben wach. Herr Mooswaldt telefonierte immer wieder mit der Polizei und mit den Krankenhäusern der Umgebung, um Genaueres herauszufinden – ohne Erfolg. Nina weinte jetzt nicht mehr. Sie saß nur noch da und starrte ins Leere. Erst im Morgengrauen dösten alle ein.

Gegen 8.30 Uhr klingelte Ninas Handy. Sie war sofort hellwach. „Ja?“ fragte sie atemlos.

„Äh... guten Tag“, meldete sich eine ihr unbekannte Männerstimme. „Hier ist Dr. Körner vom Loretto-Krankenhaus in Freiburg. Wir haben hier einen jugendlichen Patienten, der gestern aus dem verunglückten Zug geborgen wurde. Er hatte Ihre Nummer bei sich.“

„Klaus?! Ist das Klaus?“

„Ja, Klaus S. stand auf seinem Portemonnaie. Und die Nummer war drin.“

„Ein dunkelblaues Eastpak-Portemonnaie?“

„Genau.“

„Mein Gott, das ist Klaus! Mein Bruder! Lebt er? Wie geht es ihm?“

„Er lebt und hat keine schlimmen Verletzungen, aber er steht noch unter Schock.“

„Kann ich ihn besuchen?“

„Ja, das sollte gehen. Das wäre sogar sehr gut.“

„Gut, ich komme so bald wie möglich. Und... und unsere Eltern? Wissen Sie etwas von ihnen?“

„Waren sie auch in dem Zug?“

„Ja, die waren mit Klaus.“

„Hm... Wir haben nur Ihren Bruder hier. Aber es gab ein Riesendurcheinander gestern. Alle Kliniken in Freiburg und Umgebung sind voll belegt. Zur gleichen Zeit war ja auch noch der Anschlag auf dem Freiburger Hauptbahnhof. Es waren über 200 Verletzte zu versorgen. Manche wurden bis nach Lörrach, Offenburg oder Villingen verlegt. Geben Sie die Hoffnung nicht auf. Es wird noch einige Tage dauern, bis alle wieder zusammen finden.“

„Ich komme so schnell wie möglich zu Klaus.“

Herr Mooswaldt war im Nu startbereit. Frau Mooswaldt richtete rasch einige Brote für unterwegs. Camilla bestand darauf, auch mitzufahren. Unterwegs stellten sie das Radio an.

„Bei den gestrigen Anschlägen in und bei Freiburg sind vermutlich über 160 Menschen ums Leben gekommen. Die genaue Zahl lässt sich noch nicht feststellen, da wegen der starken Hitzeentwicklung in dem im Tunnel explodierten Zug die meisten Opfer völlig verkohlt sind...“

„Stell das ab!“ schluchzte Nina. Camilla nahm sie in den Arm. „Es war also ein Anschlag“, murmelte Herr Mooswaldt. „Wie verrückt muss ein Mensch sein, um so etwas zu tun?“

Klaus war wach, als Nina kam. Er schaute sie mit großen Augen an. Nina lief zu ihm hin, setzte sich auf sein Bett und umarmte ihn fest, und dann weinten sie beide lange Zeit.

„Wo sind die Mama und der Papa?“ fragte Klaus schließlich leise.

„Ich weiß es noch nicht. Der Doktor hat gemeint, dass die Verletzten in ganz verschiedene Krankenhäuser gebracht wurden. Wir müssen weiter nach ihnen suchen. Herr Mooswaldt, Camillas Vater, hilft uns dabei.“

„Sie waren ganz hinten im Zug, und ich ganz vorn“, flüsterte Klaus. „Glaubst du, dass sie... Glaubst du, sie leben noch?“ Er schluchzte wieder laut.

„Klaus, Klaus, hör' zu. Wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben und müssen sie suchen. Wenn sie ganz hinten waren, konnten sie sich vielleicht noch retten oder gerettet werden. Ich weiß nichts Genaues von dem Anschlag, aber...“

„Anschlag?! Das war ein Anschlag?“

„So haben sie es vorhin im Radio gesagt. Ich kann es noch kaum anhören. Herr Mooswaldt wird uns helfen. Er ist ja Anwalt, weißt du. Er kennt viele Leute. Und was auch geschieht, Klaus, ich bleib' bei dir. Wir bleiben zusammen.“ Klaus nickte schluchzend, und dann umarmten sich die beiden wieder ganz fest.

Während der nächsten Tage rief Herr Mooswaldt alle Kliniken im Umkreis von 100 Kilometern an. Aber von Ninas und Klaus' Eltern wusste man nirgendwo etwas. Die Hoffnung der beiden sank von Tag zu Tag.

Nach ein paar Tagen durfte Klaus das Krankenhaus verlassen. Nina hatte ihren Onkel Rudi verständigt, und der war sofort aus Tirol hergekommen, obwohl in seinem neu eröffneten Berghotel gerade Hochbetrieb herrschte. Und auch Elsa und Robert Mandel aus Köln waren sofort gekommen. Nina hatte sich in ihrer Verzweiflung an Elsa erinnert, die ihnen damals, vor 5 Jahren, bei ihren Abenteuern in den Höhlen so geholfen hatte.¹

Mittlerweile hatten die Feuerwehrmänner den völlig ausgebrannten Zug bergen können, aber durch die gewaltige Hitze waren Leichen und Kleider bis zur Unkenntlichkeit entstellte und konnten kaum mehr identifiziert werden. Von Ninas und Klaus' Eltern fehlte nach wie vor jede Spur. Sie standen auf der Liste der Vermissten und galten somit als tot.

Zehn Tage nach den verheerenden Anschlägen sollte im Freiburger Münster eine große Gedenkfeier abgehalten werden, um die Toten zu ehren und zu verabschieden. Die Anschläge galten inzwischen als poli-

¹ Siehe „Gefangen im Schnee“

tisch motiviert, die Urheber wurden unter islamischen Fundamentalisten vermutet. Der Generalbundesanwalt hatte die Ermittlungen übernommen, und zu der Gedenkfeier wurden hochrangige Politiker erwartet.

Eigentlich wollten Nina, Klaus und Onkel Rudi auch zu der Feier gehen, als direkt Betroffene waren sie auch eingeladen, aber als sie die vielen Polizisten rund um den Münsterplatz sahen, blieben sie unschlüssig stehen. „Auf Politik hab’ ich jetzt keine Lust“, meinte Nina. Klaus beobachtete zwei Feuerwehrmänner, die wohl auch zu der Feier wollten und davor noch eine Wurst verdrückten. „Und der Frank ist mit dem Hubschrauber sogar bis nach Zürich geflogen“, meinte der eine mampfend. „Weil nämlich in Basel auch alles voll war.“

„Bis nach Zürich?“ Klaus ging auf die beiden zu und schaute sie groß an. „Sie meinen nach dem Anschlag?“

„Ja, genau!“ Die beiden nickten. „Er hatte kaum mehr genug Treibstoff für den Rückflug, hat er gesagt. Und dann...“ Klaus ließ die beiden stehen und rannte zu seiner Schwester. „In Zürich haben wir nicht nach ihnen gesucht, oder?“ fragte er atemlos.

„Nein, so weit haben wir nicht gefragt. Wieso?“

„Weil der eine Feuerwehrmann da gerade gesagt hat, dass einer der Hubschrauber bis nach Zürich musste, weil in Basel auch alles voll war.“

Zwei Stunden später waren sie mit Onkel Rudi auf der Autobahn Richtung Zürich. Ein kurzer Anruf im Universitätsspital hatte ergeben, dass dort zwei Schwerverletzte aufgenommen worden waren. Ihre Identität war nicht festzustellen gewesen, alle Dokumente waren verbrannt, aber Alter und Aussehen konnten passen.

Der Arzt, der sie empfing, zeigte ihnen einen Schlüsselbund. „Das sind Papas Schlüssel!“ riefen beide sofort. Sie fielen einander in die Arme und hüpften vor Freude. Der Arzt sah ihnen besorgt zu. „Langsam“, unterbrach er sie. „Wartet. Eure Eltern leben – noch...“ Nina und Klaus blieben stehen und starrten ihn entsetzt an. „Es tut mir Leid. Es geht ihnen nicht gut. Sie haben sehr starke Verbrennungen erlitten. Wir wissen nicht, ob sie es schaffen.“

„Dürfen... können wir sie sehen?“

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Das wäre jetzt nicht gut, weder für sie noch für euch. Sie sind in einem völlig sterilen Bereich unter einer

Kunststoffplane, kaum zu erkennen, und wir halten sie in einem künstlichen Koma. Das ist im Moment das Beste für sie.“

„Hm“, meinte Onkel Rudi. „Gibt es kein Mittel, ihnen zu helfen?“

Der Arzt räusperte sich. „Es ist gut, dass Sie alle gekommen sind“, sagte er leise. „So können wir zumindest die Identität der Verletzten feststellen. Und... die Frage der Kostenübernahme klären. Wir haben getan, was wir konnten – so ist es nicht. Aber wir wären froh, wenn Sie uns die Krankenversicherung nennen könnten.“

„Ja, natürlich.“ Onkel Rudi schaute ihn ziemlich erstaunt an. „Kommt dafür nicht der Staat auf? Oder die Bahn? Es war ja ein Anschlag, da konnten sie ja nichts dafür.“

„Nein, natürlich konnten sie nichts dafür. Ich weiß nicht, wir müssen das noch klären. Es gibt aber noch einen weiteren Punkt...“ Er blickte nachdenklich auf Nina und Klaus.

„Was? Was denn?“ fragte Nina.

„Wir könnten etwas ganz Neues versuchen, um euren Eltern neue Haut zu geben. Das ist es, was sie dringend brauchen, um weiter zu leben. Es handelt sich um ein ganz neues Verfahren aus den USA, das allerdings sehr teuer ist. Wir bräuchten ein wenig Haut von euch, nicht viel, wirklich wenig. Wir würden versuchen, damit neue Haut beschleunigt heranzuzüchten und sie euren Eltern zu verpflanzen. Es ist nicht sicher, dass ihre Körper eure Haut annehmen, aber da ihr die Kinder seid, könnte es gehen. Wäret ihr dazu bereit?“

„Ja, sofort!“ Nina und Klaus nickten.

„Ich bin der Bruder der verletzten Frau“, meinte Rudi. „Vielleicht kann ich auch helfen.“

„Das könnte gut sein“, antwortete der Arzt. „Wir müssen es versuchen. Aber es gibt noch eine Schwierigkeit dabei.“

„Was?“

„Sehen Sie, das Verfahren ist noch ganz neu. Es wurde in Europa noch kaum erprobt, die Versicherungen bezahlen das nicht. Sie müssten die Kosten selber tragen.“

„Wie viel wäre das?“ fragte Onkel Rudi heiser.

„Rund 30.000 Schweizer Franken – pro Person“, sagte der Arzt leise.

„Wie viel ist das in Euro?“ fragte Klaus. „Ich habe noch 2.000 Euro auf dem Sparbuch, die kann ich Ihnen geben.“

Der Arzt lächelte. „Das ist sehr lieb von dir. Aber die Behandlung wird viel mehr kosten – für beide zusammen mehr als 40.000 Euro.“

„40.000?“ Nina schaute zu Onkel Rudi. „Ich habe noch 4.000 auf dem Sparsbuch, den Rest von der Belohnung damals, weißt du.² Mit dem Geld vom Klaus macht das 6.000.“

„Wir werden sehen, das Geld aufzutreiben“, sagte Rudi mit fester Stimme. „Sie können ja schon mit der Behandlung anfangen, uns etwas Haut abnehmen und neue heranzüchten.“

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Es tut mir Leid, aber ich brauche erst eine verbindliche Zusage, wer die Kosten trägt, und eine Anzahlung von mindestens 50 Prozent. Es tut mir wirklich Leid. Glauben Sie mir, ich würde gerne anders handeln, aber wenn ich es täte, wäre ich morgen meine Stelle los, und ihren Eltern wäre auch nicht geholfen. Unsere Verwaltung ist da ungeheuer strikt.“

Eine Stunde später saßen sie traurig in einem Café. Klaus rührte lustlos in seinem Kakaobecher. Onkel Rudi starrte in die Luft. Nina schaute auf die Leuchtreklame der gegenüber liegenden Großbank. „In Zürich hat doch der Hans gelebt“, meinte sie schließlich nachdenklich. „Vielleicht kann der uns helfen.“

„Natürlich!“ Onkel Rudi schlug sich an den Kopf. „Dass ich nicht gleich an ihn gedacht hab’! Ohne ihn gäb’ es ja das neue Hotel gar nicht. Ich hab’ sogar seine Nummer im Handy gespeichert.“

Sie hatten Glück – Hans war zu Hause. Er lud sie sofort zum Abendessen ein, und wenig später saßen sie in seiner schönen Villa oben auf dem Zürichberg und wärmten sich am Kaminfeuer. Als Hans ihre Geschichte hörte, wurde sein Gesicht rot vor Zorn. Er schnaubte, aber dann beruhigte er sich und meinte: „Das mit dem Geld ist kein Problem. Ich gehe morgen früh mit euch ins Spital und regle das. Ihr seid meine Gäste, bis es euren Eltern wieder gut geht.“

Nina und Klaus und auch ihr Onkel Rudi wären ihm am liebsten um den Hals gefallen, aber Hans wehrte ab. „Ihr habt mir damals in den Höhlen das Leben gerettet. Das werde ich nie vergessen. Was ich hier für euch tun kann, ist dagegen nur eine Kleinigkeit.“

An diesem Abend saß Nina lange wach am Fenster. Es schneite in dicken Flocken, die Stadt war von hier oben aus nur als leuchtender

² Siehe „Gefangen im Schnee“

Nebel zu sehen. In ihrem Herzen betete sie, dass ihre Eltern überlebten. Klaus stand neben ihr, und als sie in seine Augen schaute, wusste sie, dass es ihm genauso ging wie ihr. „Jetzt wäre eine Geschichte gut, um die Nacht zu verbringen“, meinte sie.

„Ja, und um die Hoffnung nicht zu verlieren. Schade, dass Faruk nicht da ist. Er wüsste sicher eine.“ Klaus seufzte.

„Ja, Faruk – der kann erzählen! Weißt du, dass er mir zum Geburtstag ein Buch geschickt hat? Märchen und Geschichten aus dem Orient, von ihm selbst aufgeschrieben. Schade, dass ich das nicht dabei hab’. Den Anfang hab’ ich schon gelesen – wirklich wunderschön.“

„Hast du dir etwas davon gemerkt?“ fragte Klaus gespannt.

Nina nickte. „Schon – aber eben nur den Anfang der ersten Geschichte, mit ein paar darin verschachtelten Geschichten.“

„Dann erzähl mir doch etwas davon – bitte!“

„Also gut. Komm, wir legen uns in unsere Betten, decken uns warm zu, und dann erzähle ich dir und mir zum Einschlafen, so weit ich eben komme.“ Als sie es beide wohligh warm hatten, begann Nina:

Wie ein Teppich dem Padischah das Leben rettete

In einem fernen Land lebte einst ein Padischah. Er war noch jung, und er liebte es, verkleidet durch sein Land zu reiten und mit den Menschen zu sprechen, denn nur so erfuhr er ihre wahren Nöte und Sorgen und konnte dann etwas für sie tun. Vor dem Padischah hatten die Menschen Angst, aber einem fahrenden Händler öffneten sie bald ihre Herzen.

So gelangte er eines Tages in ein kleines Dorf im entlegensten Winkel seines Reiches. Er führte sein Pferd zum Brunnen, um es zu tränken. Am Brunnen stand eine junge Frau mit blitzenden Augen und einem Gesicht so schön und klar, wie es der Padischah noch nie erblickt hatte. Er schaute sie bewundernd an. Sie lächelte, grüßte den Fremden, reichte ihm Wasser und gab auch seinem Pferd zu trinken. Der Padischah bedankte sich und fragte: „Wer bist du? Wo lebst du? Wer ist dein Vater?“

Sie lächelte wieder. „Wir leben in einer kleinen Hütte am Rand

des Dorfes, nahe am Wald. Mein Vater ist der Holzfäller.“

Der Padischah begab sich sogleich zu dem Haus. Der Holzfäller hieß den Gast willkommen und brachte ihm Tee. Sobald der Anstand es zuließ, fragte der Fremde: „Ich habe eure Tochter am Brunnen gesehen. Ich möchte sie heiraten!“

Der Holzfäller wiegte bedächtig den Kopf. „Ihr wisst, dass wir sehr arm sind, Herr?“

„Das macht nichts. Ich habe genügend Reichtümer, um eine große Familie zu erhalten.“

„Nun, so müsst Ihr meine Tochter fragen. Sie wird das für sich selber entscheiden.“

Kurz danach betrat die junge Frau die Hütte. Sie lachte, als sie den Fremden erkannte. „Ihr seid aber sehr schnell“, meinte sie, als sie von seiner Bewerbung hörte. „Nun, Ihr könntet mir schon gefallen. Aber Ihr müsst wissen, dass ich nur einen Mann heiraten werde, der ein Handwerk beherrscht. Was könnt Ihr denn?“

Der Padischah beherrschte kein Handwerk - er meinte, das als Herrscher nicht nötig zu haben. Er fand aber, dass er sich nun zu erkennen geben müsse. So zeigte er seinen Ring mit dem Siegel des Herrschers, den er bisher verdeckt getragen hatte, und sprach: „Du musst wissen, dass ich der Padischah bin, der Herrscher des Landes. Ich brauche kein Handwerk zu können – ich bin der Vater aller Handwerker!“

Der Holzfäller verneigte sich tief, beinahe bis zum Boden. Die junge Frau aber lächelte und erwiderte: „Den Vater aller Handwerker möchte ich nicht. Ich will einen Mann, der ein Handwerk beherrscht, keinen anderen. Wenn Ihr mich heiraten wollt, müsst Ihr ein Handwerk lernen. Heute seid Ihr Padischah, aber wer weiß, was morgen ist.“

Der Padischah kochte vor Zorn. So eine Unverschämtheit! Er hätte beinahe sein Schwert gezogen und der jungen Frau den Kopf abgeschlagen. Aber sie gefiel ihm so gut... So sagte er schließlich: „Ich beherrsche kein Handwerk, aber ich könnte dir eine Geschichte erzählen.“

„Ich liebe Geschichten, und ich werde Euch gerne zuhören“, antwortete die junge Frau. „Doch sollt Ihr wissen, dass eine

Geschichte kein Handwerk ersetzt.“ Da begann der Padischah zu erzählen:

Die blaue Rose

Diese Geschichte hat mir vor vielen Jahren meine Kinderfrau erzählt. Sie hat sie von einem Kaufmann aus China gehört. Dort lebte einst ein Kaiser, der in seiner Schatzkammer große Reichtümer angesammelt hatte. Sein größter Schatz aber waren seine beiden Kinder, sein Sohn, der selber schon verheiratet war und Kinder hatte, und seine Tochter. Als die Tochter herangewachsen war, begann sie ihm allerdings Sorgen zu bereiten. In China war es nämlich Sitte, und das hieß soviel wie Gesetz, dass jedes Mädchen mit achtzehn Jahren heiratete. Das galt auch für die Tochter des Kaisers. Die Prinzessin aber wollte nicht heiraten. Ihr Vater bedrängte sie immer wieder, und endlich sagte sie, um seinem Wunsch zu entsprechen: „Also gut, ich bin bereit zu heiraten – aber nur den Mann, der mir eine blaue Rose bringen kann.“

Nun ließ der Kaiser in seinem ganzen Reich verkünden, seine Tochter würde denjenigen heiraten, der ihr eine blaue Rose bringen könne. Viele Männer hätten die schöne Prinzessin gerne zur Frau genommen. Manche dachten: ‚Wenn sie mich nur sieht, wird sie die blaue Rose schon vergessen‘ – aber das war nicht der Fall. Andere dachten: ‚Blaue Rosen gibt es nicht. Ich will die schöne Prinzessin lieber vergessen.‘ Und schließlich blieben nur drei ernsthafte Bewerber übrig.

Der erste, ein gefürchteter Feldherr, überfiel mit den hundert wildesten seiner Reiter das Reich eines benachbarten Königs, der in seiner Schatzkammer viele Edelsteine aufbewahrte. Er sandte dem König Botschaft: „Wenn du mir aus deiner Schatzkammer eine blaue Rose gibst, werde ich dich nicht weiter behelligen. Wenn du mir diesen Wunsch aber verweigerst, dann werde ich dein Land verwüsten und dich und deine Familie ausrotten!“ Der König war froh, so günstig davonzukommen. Er sandte dem Feldherrn die blaue Rose, und der begab sich damit zum Palast des Kaisers.

„Schau, meine Tochter, hier kommt ein Mann, der dir eine blaue Rose bringt!“ sprach der Kaiser. Die Prinzessin betrachtete die blaue Rose, dann meinte sie: „Das ist wohl eine blaue Rose. Sie ist schön gearbeitet, aber sie ist ein Edelstein und nicht lebendig. Derlei Schmuckwerk habe ich selber genug.“ Sie reichte dem Feldherrn die blaue Rose zurück, und er musste gehen.

Der zweite ernsthafte Bewerber war der reichste Kaufmann des Landes. Der ging zum größten Blumenhändler der Hauptstadt und befahl: „Ich möchte von dir eine blaue Rose. Ich bezahle dir jeden Preis dafür!“

„Herr“, erwiderte der Blumenhändler, „in unseren Gärten wachsen keine blauen Rosen.“

„Danach habe ich nicht gefragt. In drei Tagen komme ich wieder. Sieh zu, dass du die blaue Rose bis dann hast!“

Natürlich hatte der Blumenhändler nach drei Tagen keine blaue Rose – woher auch. Da sagte der Kaufmann: „Ich gebe dir noch einen Tag Frist. Wenn du bis morgen früh die blaue Rose nicht hast, werde ich dafür sorgen, dass du vom Leben zum Tod gebracht wirst!“

Der Kaufmann war reich und daher auch einflussreich. Seine Drohung war ernst zu nehmen. Der Blumenhändler machte sich große Sorgen und vertraute sich seiner Frau an. Sie aber holte aus einem Wandschrank ein dunkles Fläschchen und überreichte es ihm mit den Worten: „Nimm doch eine weiße Rose und stelle sie über Nacht in diese Flüssigkeit, dann ist sie morgen blau.“ Der Blumenhändler folgte ihrem Rat, und am nächsten Morgen verkaufte er dem Kaufmann die blaue Rose für eine Unsumme Geldes.

Der Kaufmann begab sich sogleich zum Palast des Kaisers. „Schau, meine Tochter“, sprach der Kaiser. „Hier kommt wieder ein Mann, der dir eine blaue Rose bringt.“ Die Prinzessin nahm die blaue Rose und betrachtete sie sehr genau. Dann sagte sie: „Ja, das ist eine lebendige blaue Rose. Aber sie war nicht immer blau, sie ist blau gefärbt worden, und jetzt ist sie giftig. Wenn eine Biene oder ein Schmetterling sich darauf setzt, muss das Tier sterben. Das ist nicht die richtige blaue Rose, die möchte

ich nicht haben.“ Damit musste auch der Kaufmann gehen.

Der dritte ernsthafte Bewerber war ein sehr weiser Minister. Der begab sich zum größten Künstler des Landes und gab ihm den Auftrag, eine Porzellanvase anzufertigen. Und auf die Vase sollte er eine blaue Rose malen. Der Meister zog sich ins Gebirge zurück. Ein Jahr lang arbeitete er an der Vase und schuf ein unvergleichliches Kunstwerk. Die blaue Rose darauf schien so lebendig, dass man ihren Duft zu riechen vermeinte. Als die Vase fertig war, brachte sie der Minister zum Palast des Kaisers.

„Schau, meine Tochter, hier kommt noch ein Mann, der dir eine blaue Rose bringt. Vielleicht ist es diesmal die richtige.“ Die Prinzessin betrachtete die Vase lange Zeit, und sie gefiel ihr über alle Maßen. „Ich habe noch nie ein derartiges Kunstwerk gesehen“, sagte sie schließlich. „Diese Vase ist würdig, dass ich die blaue Rose hineinstelle, wenn ich sie eines Tages erhalte. Ich danke dir!“ Damit musste aber auch der Minister gehen, und nun kam lange Zeit keiner mehr.

Doch eines Tages zog ein fahrender Sänger durch die Hauptstadt. Er wusste zwar, dass das Land von einem Kaiser regiert wurde und dass der auch eine Tochter hatte, aber von ihrem Wunsch nach einer blauen Rose hatte er noch nie etwas gehört. Das war ihm auch nicht wichtig. Er war zufrieden, wenn die Sonne schien und er spielen und singen konnte, wenn Menschen kamen, die ihm zuhörten, und er etwas zu essen und einen Platz zum Schlafen bekam. So setzte er sich an eine lange Mauer, holte sein Instrument hervor, stimmte es und begann dann zu spielen und zu singen. Nach kurzer Zeit öffnete sich eine kleine Tür in der Mauer. Eine junge Frau kam heraus und setzte sich zu ihm. Als sein Lied zu Ende war, wünschte sie sich noch eines. Und dann noch eines, und noch eines, und noch eines... Dann begannen sie zu sprechen. Es wurde Abend, sie gingen in den Schatten der Bäume und hatten einander so viel zu sagen. Und schließlich meinte er: „Du gefällst mir so gut, ich möchte dich heiraten!“

Lächelnd erwiderte sie: „Du gefällst mir auch, und ich würde dich gerne heiraten, aber es wird nicht so einfach sein. Ich bin die Tochter des Kaisers, und ich habe zur Bedingung gestellt,

dass der Mann, den ich heirate, mir eine blaue Rose bringt. Wie willst du das vollbringen?“

„Eine blaue Rose, weiter nichts?“ Er lachte. „Ich werde sie dir morgen bringen. Schau sie dir nur gut an, wenn ich komme!“ Er begleitete sie zurück zur kleinen Tür in der Mauer. Am nächsten Morgen aber brach er eine schöne weiße Rose von einem Rosenstrauch und begab sich damit zum Palast des Kaisers.

„Schau, meine Tochter“, rief der Kaiser. „Hier kommt wieder ein Mann, der dir eine Rose bringt. Aber er scheint nicht ganz richtig im Kopf zu sein. Er hat da eine weiße Rose und behauptet, sie wäre blau!“ Die Prinzessin schaute auf die Rose, dann auf den Mann, dann wieder auf die Rose. „Aber Vater, die ist ja blau!“ sagte sie schließlich.

„Nein!“ rief der Kaiser. „Nein! Jeder sieht, dass das eine weiße Rose ist.“

„Nein, die ist blau! Und genau die wollte ich haben!“

Der Kaiser war ja im Grunde froh, dass seine Tochter nun endlich einen Mann gewählt hatte. So befahl er, dass diese Rose blau zu sein hatte, und wer das Gegenteil behauptete, wurde streng bestraft. So feierten die beiden Hochzeit, und der Kaiser schenkte ihnen ein kleines Landhaus draußen vor der Stadt. Er bekam seinen Schwiegersohn immer lieber, denn auch er hatte Freude an seinen Liedern und Gesängen. Die Prinzessin und der Sänger lebten glücklich miteinander. Vor ihrem Haus pflanzten sie einen Rosenstrauch, der jedes Jahr ganz prächtige weiße Rosen trug. Die aber nannten sie ihr ganzes Leben lang „blau“.

Klaus gähnte laut. „Das ist eine gute Stelle, um zu unterbrechen“, meinte er. „Lass uns jetzt schlafen.“ Nina grunzte zustimmend, und trotz ihrer Sorgen waren sie beide bald eingeschlafen.